SCHWEIZ
Neue Zürcher Zeitung

Drogenrausch bis zum Lebensabend

Im Krankenheim Spiez versuchen Suchtkranke, Junge mit Behinderungen und gewöhnliche Betagte den Tag zu geniessen

Immer mehr Suchtkranke kommen in ein Alter, in dem sie viel Pflege brauchen. Im Krankenheim Spiez finden sie diese. Heroin gibt es auf Rezept, Alkohol vom Dorfladen, und an Cannabis kommt man auch - das Konzept hat nicht nur Freunde.

Davide Scruzzi, Spiez

Gelegenheiten, die Zeit totzuschlagen, ja diese zu geniessen, gibt es viele. Und zwar auch im Krankenheim Spiez, einem Alters- und Pflegeheim in einem Beton-Hochhaus. Die Damen und Herren lesen, malen, singen oder betätigen sich in einer kleinen Werkstatt, ähnlich wie in vielen anderen derartigen Heimen. Spezialität des Hauses ist aber, dass es auch Leuten offensteht, die ihr Leben dem Konsum von Suchtmitteln verschrieben haben. Markus von Tscharner ist einer von ihnen (alle Namen der Patienten von der Redaktion geändert). Schon um sechs Uhr früh, wenn die Sonne die verschneiten Gipfel des Berner Oberlands noch gar nicht erhellt hat, trägt die Pflegerin das Plastic-Körbchen zu ihm, in dem sich neben Desinfektionsmitteln und Pflastern eine Spritze findet mit der vorgegebenen Menge Diaphin - so lautet der pharmazeutische Markenname für Heroin, das hier in einer für den Körper nicht unmittelbar gefährlichen Reinheit verabreicht wird.

Heroin als Mäntelchen

Von Tscharner ist eine von schweizweit etwa 1300 Personen, die im Rahmen einer «Substitutionsbehandlung» Heroin erhalten. Die Maximaldosis wird vom Kantonsarzt festgelegt, jeder Fall vom Bund bewilligt. Die staatliche Abgabe verhindert das Abgleiten in Verwahrlosung und Beschaffungskriminalität. Was in den 1990er Jahren in städtischen Abgabestellen begonnen hat, soll sich wegen des zunehmenden Alters und der höheren Lebenserwartung der Heroinsüchtigen auf Institutionen wie das Krankenheim Spiez ausweiten, wie etwa die Schweizerische Gesellschaft für Suchtmedizin fordert. Die Spiezer Heimleitung wird denn nun häufig von Verantwortlichen anderer Häuser um Rat gefragt, auch im Hinblick auf die Integration von Methadonpatienten, Alkoholikern oder Kiffern.
Von Tscharner ist mit knapp 38 Jahren der jüngste Heroin-Patient hier, der älteste ist 58. Von Tscharners Beinbruch will nicht verheilen, seit dreieinhalb Jahren ist der grosse Blonde schon hier. Er wirkt an diesem Vormittag verschlafen.
«Herr von Tscharner, Ihre Dosis Diaphin, an was denken wir?», fragt die Pflegerin. «Langsam zu spritzen», antwortet von Tscharner, auf seinem Bett sitzend. «Warum?» - «Weil es mir sonst schlecht wird», lautet die Antwort auf die zweite Frage. Von Tscharner ist beim Pflegepersonal beliebt und wegen seiner Spaziergänge an Krücken allen im weitverzweigten Heim bekannt

Dem Personal fehlt die Erfahrung für das Anstechen der nach dem langjährigen Konsum verhärteten Venen. Die Patienten injizieren selbst. Der eigentliche Flash dauert Sekunden, der Rausch eine Viertelstunde. Von Tscharner erzählt währenddessen von einer Wärme in der Seele. Der Gast merkt davon wenig. Im Übrigen sei er mit allem zufrieden, alles sei hier optimal für ihn eingestellt, sagt von Tscharner. An der Wand hängt ein Bild von Bob Marley, dessen Musikstil der Berner vor einigen Jahren als Bassist und Schlagzeuger nacheiferte. Der Personalchor des Krankenheims profitiert weiterhin von seinen Fertigkeiten auf der Gitarre. Die schwungvollen Reggae-Takte, die er kurz nach der Injektion zum Besten gibt, klingen gut.

Von Tscharner freut sich, dass er bald ein Einzelzimmer bekommt, wenn das neue Gebäude steht. Er bedauert, dass sein Zimmergenosse aufgrund einer Behinderung nicht Sprechen kann. Das Nebeneinander von Schwerstbehinderten, gewöhnlichen Betagten und Suchtkranken gehört zum Konzept des einst von Verantwortlichen der reformierten Kirche gegründeten Krankenheims.

Kuno Tschäppät hat heute genau das gegenteilige Problem mit seinem Zimmergenossen. Während Tschäppät im Rahmen der Heroinabgabe seinen Alkoholkonsum drosseln muss und vor der Injektion einen Alkohol-Atemtest absolviert, hat Bettnachbar Stefan Gurtner mit der Methadontherapie wohl mehr Freiheiten. «Ich hoffe, Stefan wird jetzt nicht weiter so laut lallen. Er hat viel Alkohol getrunken», sagt Tschäppät. Das Heroin sei ihm für seine Seele ein Mäntelchen, sagt Tschäppät nach der Injektion. Ihm wurde von einem Verwandten ein schicker Tablett-Computer geschenkt. Das Lesegerät verschönert ihm den Alltag, um dessen Rahmenbedingungen er nicht zu beneiden ist. Nach einem Sturz ist Tschäppät an den Rollstuhl gefesselt, wie ein anderer Heroinsüchtiger im Haus, auch er wie Tschäppät um die 50 Jahre alt.

Vom Personal erfährt man, dass schlecht heilende Knochen und Wunden, gerade an den Beinen, eine eindeutige Folge des Drogenkonsums und des Lebens auf der Gasse sind. Im Gespräch mit den Süchtigen werfen diese ein, dass sie vermutlich nicht alt würden. Doch vernimmt man auch hier Hoffnungen. So erhofft sich Kuno Tschäppät eine baldige erfolgreiche Operation an den Beinen, die ihm - dem der Ausstieg aus der Sucht auch dank einer christlichen Gruppierung für mehrere Jahren gelungen schien - die Wiedereingliederung in eine Wohngruppe ausserhalb des Heims ermöglichen solle.

Der starre Zeitplan der Injektionen gibt den Heroinsüchtigen hier den Tagesablauf vor, bietet Höhepunkte inmitten einer trist anmutenden Stimmung. Zumindest bei von Tscharner, dem jüngsten der Heroinsüchtigen, stellt sich aber dem Aussenstehenden die Frage, ob ein - auch mit etwas Druck - angeregter Ausstieg aus der Heroinsucht nicht bessere Lebensaussichten brächte. Darauf angesprochen, betont Heimleiter Kaspar Zölch, dass solches nicht in sein Aufgabengebiet falle. Die Heroinabgabe sei vom Kantonsarzt verordnet und werde in diesem Rahmen auf Wunsch des Patienten umgesetzt. Zölchs Ziel ist das Wohlbefinden aller. Es werde niemand zu etwas gezwungen. Zölch räumt aber ein, dass er bereits mit von Tscharner über einen Ausstieg gesprochen habe, vergebens. Allenfalls das Erwachen einer Liebe könne ein Umdenken hervorrufen, glaubt Zölch. Immerhin: Liebesbeziehungen seien hier möglich, sagt eine Bewohnerin.

Vor etwa fünf Jahren begann man im Krankenheim Spiez mit der Heroinabgabe, auf Anregung von Zölchs Sohn, der in der ambulanten Heroinabgabe in Bern tätig war. Unter den 180 Gästen des Heims ist ein Drittel nicht im AHV-Alter, sondern bezieht eine IV-Rente. Ein ungefähr gleich grosser Teil hat Suchtprobleme. Die Heroin-Bezüger sind mit einem halben Dutzend Frauen und Männern eine Minderheit, ebenso die in ähnlicher Zahl im Heim lebenden Methadon-Patienten. Ein Teil hier konsumiert auch Cannabis, das man sich dem Vernehmen nach im Dorf leicht beschaffen kann, etwa am Bahnhof. Bei einem Teil der Heimbewohner äussere sich ein Suchtverhalten in der verordneten Einnahme von Schlaf- und Beruhigungsmitteln, sagt Kaspar Zölch.

Diffus und wenig nachvollziehbar wirkt nach dem Gespräch mit Zölch die Einteilung von Substanzen in Medikamente und Rauschgifte, in legale und illegale Droge.

Skeptisches Personal

Der Anblick handicapierter Menschen, die täglich viele Bierbüchsen im Laden kaufen und ins Krankenheim hinauftragen, gefällt im Dorf, wie man hört, nicht allen. Stirnrunzeln löst weiterhin die grundsätzliche Vorstellung der Heroinabgabe aus, nota bene nicht nur bei Aussenstehenden: Skepsis gab und gibt es auch beim Personal. Viele Pflegefachleute hätten erst fachlich fundiert erklärt bekommen müssen, dass es sich bei der Sucht um eine Krankheit handle, sagt Zölch. Dann erst sei akzeptiert worden, dass auch der Süchtige Pflege und Zuneigung verdiene. Zölchs Art ist geduldig, seine langen Haare und sein langer Bart deuten indes auf ein Naturell hin, das zwar gerne diskutiert, aber auch an Überzeugungen festhält. Wer mit Kuno Tschäppät nachmittags durch das Heim streift, erlebt durchaus, wie Zölchs Konzept Früchte trägt: Der Suchtkranke im Rollstuhl winkt immer wieder betagten Menschen zu, einer Dame streichelt er über die Schulter und es gibt da und dort ein Zurückwinken

Es braucht aber oft ein «Beratungsgespräch», um Verwandte betagter Interessenten von einem Heimplatz hier zu überzeugen. Auch Margrith Matter, 92-jährig, hatte anfangs Mühe, zu akzeptieren, dass «dä Zölch» Heroinsüchtige einquartiert. Nun scheint sie sich damit abgefunden zu haben. «Doch hören Sie, diese Süchtigen sind alle selber schuld», will Frau Matter doch noch energisch hinzugefügt haben. Vereinzelt schätzen freilich auch die Süchtigen selbst das Nebeneinander nicht.

Gerade die besonderen Bewohner des Hauses trifft man abends im Fumoir der Heim-Cafeteria. Still sitzt ein 44Jähriger am Tisch. Einst war er auf dem Platzspitz, seit einem Hirnschlag sitzt er mit schweren Behinderungen im Rollstuhl und wird mit Methadon behandelt. Ein 79-Jähriger kannte noch die Zürcher Drogenszene vor dem Platzspitz. Martin Stutz holte heute für sich und seine Kollegen im Dorf 15 Bierbüchsen und sitzt vor zwei Packungen Zigaretten. Man plaudert, doch nicht alle wissen von der genauen Biografie des Gegenübers. Vieles läuft diskret ab. Leicht übersieht man eine Pinnwand mit Farbfotos. Vom einen oder anderen ist der Name bekannt. Es sind die Bilder der Verstorbenen der Fumoir-Runde.*

Diesen Artikel finden Sie im NZZ E-Paper unter: http://epaper.nzz.ch

Neue Zürcher Zeitung: http://www.nzz.ch
Copyright (c) Neue Zürcher Zeitung AG
